

Rezension: Angela McRobbie, 2010: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes

Dölling, Irene

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, I. (2011). Rezension: Angela McRobbie, 2010: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. [Rezension des Buches *Top Girls: Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*, von A. McRobbie]. *GENDER - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3(1), 150-152. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-395555>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Rezensionen

Irene Dölling

Angela McRobbie, 2010: *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Hrsg. von Sabine Hark und Paula-Irene Villa. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 227 Seiten. 24,95 Euro

Seit einigen Jahren verkörpern bestimmte Frauen in den westlichen Industrieländern das moderne bzw. postmoderne Frauenbild: jung, ‚weiß‘, gut ausgebildet, karriereorientiert, ökonomisch und sexuell unabhängig, gegebenenfalls Beruf und Familie vereinbarend und dafür auch Angebote staatlicher Familienpolitik in Anspruch nehmend, stehen sie für Erfolge in der Gleichstellung der Geschlechter und dafür, dass feministische Interventionen und Kritik an (patriarchalen) Herrschaftsverhältnissen nicht mehr notwendig sind und ad acta gelegt werden können. Die Ursachen liegen für Angela McRobbie darin, dass insbesondere seit den 1990er Jahren wesentliche Ziele der Frauenbewegung in neoliberale Gesellschaftsentwürfe und Regierungsformen integriert und damit in einem veränderten gesellschaftspolitischen Kontext uminterpretiert wurden. Auf diese Weise werden jungen Frauen ein Frauenbild und ein Geschlechtervertrag ‚angeboten‘, die sie (erfolgreich) als ‚moderne Subjekte des 21. Jahrhunderts‘ anrufen. Den Lebensunterhalt selbst zu verdienen, Bildungs- und Berufschancen zu haben und zu nutzen, an „Konsumkultur und Bürgergesellschaft“ (S. 18) teilzuhaben, das sind Kennzeichen erweiterter Handlungsräume. Der Preis, den die jungen Frauen dafür zu zahlen haben, ist, dass ihnen mit der geradezu hasserfüllten ‚Abwicklung‘ des Feminismus Möglichkeiten eines den Status quo überschreitenden feministischen Bewusstseins und einer interventionistischen Politik genommen werden.

Angela McRobbie ist Kultur- und Kommunikationswissenschaftlerin, daher wendet sie sich in ihrer Ursachenanalyse insbesondere den Medien und der Populärkultur zu. Diese macht sie als die entscheidenden Institutionen aus, die ein postmodernes Frauenbild entwerfen und vermitteln und die Abwicklung des Feminismus betreiben, indem sie ‚der Welt‘ signalisieren, dass „feministische Ideen zentraler Bestandteil dessen sind, was heute Freiheit bedeutet“ (S. 17). McRobbie zeigt an Beispielen aus der Populärkultur auf, wie nicht nur romantische Liebe, Heiraten, Familie „in einem eher flexiblen denn rigiden postfeministischen Setting“ (S. 45) wieder in den Diskurs eingeführt werden und der angeblich lustfeindliche ‚alte‘ Feminismus delegitimiert wird. Sie weist auch nach, dass mit der Aneignung feministischer Differenzkategorien neue Grenzziehungen zwischen westlichen, ökonomisch und sexuell freien Frauen einerseits und Frauen aus ‚traditionellen‘ Kulturen andererseits etabliert werden und mit der subtilen Privilegierung von ‚Weiß-Sein‘ auch die antirassistische Perspektive des Feminismus demontiert wird.

Ausführlich geht McRobbie mit Rückgriff auf Deleuzes Begriff der Luminosität (vgl. S. 88) auf die Art und Weise ein, wie heute junge Frauen ‚sichtbar‘ gemacht werden, welche Frauen „Werte der neuen Meritokratie“ (S. 92) verkörpern und Adressatinnen eines neuen Geschlechtervertrages sind. Sie macht aktuell vier Bereiche aus, in denen „Aufmerksamkeitsräume“ (S. 93) konstituiert werden, in denen gewissermaßen Scheinwerfer auf sozial anerkannte beziehungsweise tolerierte Fähigkeiten und Verhal-

tensweisen von jungen Frauen gerichtet werden, die sie zu ‚attraktiven Vorbotinnen‘ (vgl. S. 92) sozialer Transformationen machen.

Erstens verweist McRobbie auf eine postfeministische Maskerade, die sie als Reaktion ‚des Symbolischen‘ auf die Schwächung der männlichen Herrschaft durch den Feminismus versteht. „Angesichts der Perspektive, dass Frauen im Zuge ihrer Partizipation auf dem Arbeitsmarkt weniger abhängig von Männern werden, und angesichts der damit einhergehenden möglichen Destabilisierung der Geschlechterhierarchie wird es für das Symbolische um so wichtiger, die Matrix des heterosexuellen Begehrens erneut abzusichern“ (S. 97). Die Autorin interpretiert die postfeministische Maskerade als „neue Form vergeschlechtlichter Machtverhältnisse“ (S. 100), die Patriarchat und männliche Herrschaft unter veränderten Bedingungen stabil hält. Die postfeministische Maskerade zeichnet sich dadurch aus, dass sie „ironisch in das Repertoire der Weiblichkeit zurückführt“ (S. 101). Die neue Maskerade „verweist ständig auf ihre eigene Künstlichkeit“ (ebd.), die übersteigerte Weiblichkeit, die den jungen Frauen durch die Konsumkultur angepriesen wird, erscheint nicht als Zwang, sondern als freiwillig gewählt. Es ist nicht der männliche Blick, sondern „die maßregelnde Struktur des Mode- und Schönheitssystems, das als autoritäres Regime agiert“ (ebd.), was den Verkungseffekt erzeugt, als täten Frauen all die Anstrengungen, den Anforderungen an Schönheit, Gesundheit etc. gerecht zu werden, für sich selbst und nicht, um männliche Anerkennung zu erlangen. Letztlich geht es mit der postfeministischen Maskerade darum, die entstandene „Rivalität mit den Männern in der Arbeitswelt [...] zu maskieren“ (S. 103) und die Konkurrenz, die sie nun darstellen, zu verbergen. Das Pendant zur neuen Maskerade ist zweitens das Sichtbarmachen der gebildeten, berufstätigen Frau – sie repräsentiert als kompetentes, sich beständig selbst optimierendes Subjekt zum einen den sozialen Wandel, zum anderen verbinden sich mit ihrer Sichtbarkeit neue soziale Grenzziehungen: Bildung, beruflicher Erfolg, Planung von Karriere und Familie werden zu Formen der Distanzierung und Abwertung von sozial Unterlegenen. Staatliche Familienpolitik ermutigt Frauen nicht mehr, zu Hause zu bleiben, sondern verspricht Unterstützung bei der Vereinbarung von Beruf und Familie; sie „ersetzt gewissermaßen die Feministin“ (S. 118), indem sie Frauen bei der Bewältigung ihrer Doppelbelastung Hilfe anbietet – und „stabilisiert damit die heterosexuelle Matrix“ (ebd.). Ein dritter Bereich, in dem Frauen als Adressatinnen eines neuen Geschlechtervertrages sichtbar gemacht werden, ist die ‚phallische Frau‘, die Sex lustvoll, sorglos und als Freizeitspaß genießt, die sich „einen männlichen Habitus zulegt, die exzessiv trinkt, pöbelt, raucht, sich prügelt [...] etc., die dabei aber weiterhin für Männer begehrenswert bleibt“ (S. 122). Solange sie sich nicht fortpflanzen, wird jungen Frauen damit das Recht darauf zugestanden, „ihr Begehren scheinbar straffrei zu verfolgen“ (S. 124). Jugendliche Mutterschaft hingegen oder unzureichende Planung der Vereinbarung von Karriere und Familie werden – über Grenzen von Klassen und Ethnizität hinweg – negativ als Zeichen „gescheiterter Weiblichkeit“ bewertet (vgl. ebd.). Zudem setzt das Sichtbarmachen der phallischen Frau in der Populärkultur stets „ein weißes weibliches Subjekt“ (S. 126) voraus. Mit der ‚globalen Frau‘ schließlich macht McRobbie auf eine vierte Form des Sichtbarmachens von Frauen aufmerksam, mit der Frauen aus Drittweltländern repräsentiert werden, die „den Westen nicht durch Migration und unkontrollierte Fruchtbarkeit (bedrohen)“, die dort bleiben, wo sie sind,

und deren Begehren sich auf Mode- und Schönheitsprodukte richtet, „die zu der westlichen Weiblichkeit und Sexualität gehören“ (S. 129).

Die neuen Freiheiten, die junge Frauen heute praktisch haben bzw. die ihnen normativ zugestanden werden, erzeugen mit ihren subtilen Zwängen und Regulierungen aufseiten der weiblichen Subjekte aber auch ‚Unbehagen‘, das sich in ‚postfeministischen Störungen‘ wie Bulimie, Anorexie, Selbstverletzungen usw. äußert. McRobbie stellt die These auf, dass „der Feminismus für junge Frauen auf kaum wahrnehmbare Weise ein Objekt von Verlust und Melancholie geworden ist“ (S. 131). In einer ‚kulturellen Lesart‘ versucht sie diesem Verlust, dieser „unlesbaren Wut“ (S. 134), auf die Spur zu kommen. Auch wenn diese Umstände sehr im Ungefähren bleiben – McRobbie liefert mit ihren genauen Analysen popkultureller Phänomene und mit ihren theoretischen Angeboten zum ‚Verstehen‘ ihres Platzes und ihrer Funktionen für die Konstituierung eines neoliberalen Geschlechterregimes faszinierende Einsichten, die ein überzeugender Beleg für kulturwissenschaftliche Forschungsansätze sind, die kulturelle Prozesse in komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge einordnen. Weniger überzeugend ist allerdings ihr Denkmuster des Verlustes, das ihrer Argumentation zugrunde liegt – das klingt, als ob jungen Frauen heute etwas weggenommen würde, was es dank des ‚alten‘ Feminismus alles schon gegeben habe – z. B. eine klassen-, alters- und ethnienübergreifende Solidarität unter Frauen. Entsprechend ist dann auch des Öfteren von ‚Re-Traditionalisierung‘ die Rede. Zwar ist McRobbie zuzustimmen, dass mit der Integration feministischer Ideen in neoliberale Gesellschaftsentwürfe bestimmte Ziele der Frauenbewegung im öffentlichen Diskurs an Bedeutung verloren haben, aber weder waren diese selbst in den besten Zeiten hegemonial, noch haben sie zu tiefgreifenden strukturellen Veränderungen geführt, noch je eine Mehrheit angesprochen. Ambivalent bleibt auch die Verwendung des Begriffs ‚Feminismus‘ durch McRobbie. Verwendet sie ihn einerseits normativ, um die Dimension des Verlustes an emanzipatorischer Geschlechterpolitik und eines den Status quo kritisch übersteigenden feministischen Bewusstseins zu verdeutlichen, nimmt sie andererseits an, dass „die meisten jungen Frauen [...] heute ein ‚Gender-Bewußtsein‘ haben“ (S. 40), weil sie in der Schule oder im Studium alle mal etwas über „feministische Kritik“ gelernt hätten (vgl. ebd.), ohne die Differenz zwischen diskursivem Wissen und dessen subjektiver, sozial, kulturell, ethnisch usw. unterschiedlich bedingter Aneignung und Gestalt als Alltagswissen zu thematisieren. So bleibt offen, wie sozial, kulturell und ethnisch verortete Akteurinnen mit diesen Anrufungen und Zumutungen praktisch umgehen, es geraten allein auf einer hohen Verallgemeinerungsstufe die krankmachenden ‚Störungen‘ und die melancholische Trauer in den Blick.

Zur Person

Irene Dölling, Dr. phil. Professorin i. R. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Transformationsprozesse in der Moderne, Praxeologie
Kontakt: Arkonastr. 50, 13189 Berlin
E-Mail: irene.doelling@t-online.de